

WIR GLAUBEN AN DEN EINEN GOTT

ZUM IV. SONNTAG IM JAHRESKREIS – LJ C

Dr. Stefan Hauptmann – Markt Indersdorf

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

1976 hat der Jesuit Karl Rahner einen „Grundkurs des Glaubens“ veröffentlicht. In diesem Buch geht es, so der Untertitel um eine „Einführung in den Begriff des Christentums. Ein Werk, das auch heute noch zu lesen lohnt, findet sich eine „Meditation über das Wort Gott“. Die Gedanken dieses großen Konzilstheologen sollen uns heute ein wenig begleiten, wenn wir über den Anfang des Glaubensbekenntnisses nachdenken. Rahner sagt, allein dass es die vier Buchstaben dieses Wortes „Gott“ gibt, lässt etwas von der Existenz Gottes ahnen: *»Dass es dieses Wort gibt, das allein ist schon des Nachdenkens wert. Wenn wir auf diese Weise von Gott sprechen, meinen wir natürlich nicht nur das deutsche Wort«* (S. 55). Vier Buchstaben, wie im Lateinischen und Griechischen, wie im Hebräischen lassen unseren Erfahrungsraum über Raum und Zeit hinauswachsen, denn von dem, was wir mit diesen Buchstaben umschreiben, haben wir ja keine direkte Erfahrung und der Begriff sagt zunächst einmal über Gott auch nichts aus. Die Gestalt dieses Wortes „Gott“ spiegelt so wieder, was mit ihm gemeint ist, es spricht vom „Namenlosen“, vom unsagbaren Geheimnis, von der Wirklichkeit hinter der Wirklichkeit. *»So ist das antlitzlos gewordene, d. h. das von sich her an keine bestimmte Einzelerfahrungen mehr appellierende Wort ‚Gott‘ doch gerade in der richtigen Verfassung, dass es uns von Gott reden kann, indem es das letzte Wort vor dem Verstummten ist, in welchem wir es durch das Verschwinden alles benennbaren einzelnen mit dem gründenden Ganzen als solchem zu tun haben«* (S. 56).

»Wir glauben an den einen Gott« – was heißt das also, wenn wir so sprechen? Zunächst einmal, dass wir uns zu diesem Grund aller Wirklichkeit bekennen, dass wir anerkennen, dass wir Geschaffene sind, nicht Eigenmächtige. Das ist zugleich Bekenntnis und Absage. Bekenntnis, dass es nur den einen Gott gibt; Absage an die Meinung, dass es irgendetwas Höheres schon geben wird, irgendwelche guten Geister oder eben auch verschiedene Götter, wie sie in der Antike und auch heute noch in so manchen Naturreligionen verehrt wurden und werden. Der „eine“ Gott besagt auch, dass in Gott Einheit ist, dass er in sich eins ist, in sich ruht, in sich glücklich ist, eben eins mit sich. Wir teilen diesen Glauben an den einen Gott mit den Juden und den Muslimen.

Doch der christliche Charakter unseres „Credo“ wird sehr bald klar, wenn wir auf die Attribute sehen, die dem Wort „Gott“ an die Seite gestellt werden: *»Wir glauben an den einen Gott, den allmächtigen Vater«* beten wir. Hier übernehmen wir das Gottesbild Jesu, der Gott zärtlich „Abba“ – „lieber Vater“ nennt, ihn so familiär anredet, zu ihm betet. Er drückt seine Beziehung zu ihm im Bild der Liebe und Verbundenheit zwischen Vater und Sohn aus. Jesus verfeinert die Züge des alttestamentlichen Gottesantlitzes, indem er dem Porträt des „Ich-bin-der-ich-bin“ die Züge des liebenden Vaters gibt, der ursprungslos, unerschaffen ist, seit Ewigkeit existiert. Durch sein Pascha-Geheimnis nimmt er uns in diese Beziehung hinein: *»Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott«* (Joh 20,17). Und was an irdischen Vätern nur unvollkommen vorhanden ist, nämlich die herzliche Liebe zu seinen Kindern, ist das Wesen dieses himmlischen Vaters, denn: *»Gott ist die Liebe«* (1 Joh 4,8). Und wie diese Liebe ist, sagt uns der Apostel Paulus in seinem Hohen Lied der Liebe: langmütig, gütig, bescheiden, auf den Vorteil des Geliebten bedacht.

In grenzenloser Hingabe, als dem eigentlichen Markenzeichen der Liebe verschenkt sich so dieser Vater-Gott an den Sohn, an die Menschen, an die Welt, an dich und mich. Umhüllt alles Geschaffene mit seiner Fürsorge, achtet darauf, wie auf den Augenstern: *»Die Sonne ergießt ihr Licht auf eine Rose und tausend Millionen anderer Blumen nicht anders, als würde sie nur allein auf diese Rose scheinen. Und Gott ergießt seine Liebe auf eine Seele nicht weniger – wenn er auch eine Unzahl anderer liebt –, als liebte er nur sie allein. Die Kraft seiner Liebe nimmt nicht ab durch die Menge der Strahlen, die sie aussendet, sondern sie bleibt immer voll von ihrer Unermeßlichkeit«* (DASal IV,207). So bringt der heilige Franz von Sales diese Wirklichkeit des allmächtigen Vaters, der reinste Liebe ist, in ein Bild.

Und dieses Bild führt uns zum zweiten Attribut, das im Credo dem Wort „Gott“ an die Seite gestellt ist. Wir bekennen ihn als *»allmächtigen Vater«*. Und nun erheben sich wohl auch jene Stimmen in uns, die – vielleicht zu Recht – sagen, man könne nach Auschwitz, nach den Tausenden von Naturkatastrophen mit dem Leid unzähliger Unschuldiger kaum mehr von einem liebenden und allmächtigen Vater sprechen in der gegenwärtigen Zeit. Warum kann er – wenn er allmächtig ist – nicht dies und jenes verhindern, dieses Leid, diese Krankheit und jenen Krieg. Wir würden also lieber andere Prädikate mit dem Gottesbegriff in Verbindung bringen, als allmächtige Liebe. Aber Gott, der allmächtige Vater, steht nicht außerhalb der Welt und ihrer Gesetze, er hat sie in die Natur hineingelegt – und so erfüllt die Natur Gottes Willen, wenn sie als Natur handelt. Beim Menschen steht er vor der Tür der Freiheit und klopft an, bittet, bettelt um Aufnahme. So klein und machtlos ist der Allmächtige, eben weil er liebt. Er bindet sich an Naturgesetz und Freiheit. Wir Menschen neigen dazu, die Allmacht

Gottes und unsere menschliche Freiheit durcheinanderzubringen. Dass Gott allmächtig ist, also, dass er alle Macht hat, heißt noch lange nicht, dass er diese Macht missbraucht!

Allmacht bedeutet: Alle Macht haben. Macht haben ist an sich nichts Böses, ist an sich wertfrei. Es kommt allerdings sehr darauf an, wie derjenige, der Macht hat, diese Macht gebraucht. Wir Menschen neigen dazu, Macht zu missbrauchen – und das geschieht schneller, als wir meinen oder wollen! Wer ganz eins ist mit sich, wer ganz in sich ruht und im Frieden ist mit sich und der Welt, kann Macht in einer guten Weise ausüben. Nun aber bekennen wir, »den einen Gott, den allmächtigen« das dürfen wir auch in dem Sinn verstehen, dass diese Eigenschaften in ihm vereint sind, Einheit und Allmacht, dass er also seine Allmacht in bester Weise ausüben kann. Wenn Gott in alles, wofür Menschen sich entscheiden, einfach eingreifen würde – verhindernd oder wie auch immer, dann würde er damit in die menschliche Freiheit eingreifen und seine Macht missbrauchen. So aber handelt die Liebe nicht. Die Allmacht Gottes, des liebenden Vaters endet an der Tür der menschlichen Freiheit, die er höher schätzt als seine Allmacht, weil er nicht will, dass wir zu Marionetten in seiner Hand werden. Vielmehr will er uns als Ebenbilder, als Gegenüber, als geliebte Kinder!

Gottes Allmacht ist die Macht der väterlichen Liebe, der Selbstmitteilung und der Selbsthingabe und nicht der Beliebigkeit oder gar Willkür. Weil das Wesen Gottes die absolute Liebe ist, ist auch seine Allmacht durchdrungen von dieser Liebe, Ausdruck dieser Liebe, sodass er selbst seinem Wesen widersprechen würde und sich selbst pervertieren würde, würde er anders handeln. Und dann hätten wir es mit einem rächenden und strafenden, richtenden und hinrichtenden Gott zu tun, der aber kein Vater mehr ist – zu einem solchen Gott, könnten wir uns in der Nachfolge Christi nicht bekennen. Das Wort „Gott“ würde belanglos und damit – zu Recht – aus der Sprache der Menschen verschwinden.